



Ullrich Bauer

Sozialisation in der Kontroverse

BELTZ JUVENTA

Ullrich Bauer
Sozialisation in der Kontroverse

Ullrich Bauer

Sozialisation in der Kontroverse

BELTZ JUVENTA

Der Autor

Dr. Ullrich Bauer (* 1971) ist Professor für Sozialisationsforschung an der Universität Bielefeld.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.



Dieses Buch ist erhältlich als:

ISBN 978-3-7799-6813-9 Print

ISBN 978-3-7799-6814-6 E-Book (PDF)

1. Auflage 2023

© 2023 Beltz Juventa

in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel

Werderstraße 10, 69469 Weinheim

Alle Rechte vorbehalten

Herstellung und Satz: Ulrike Poppel

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza

Beltz Grafische Betriebe ist ein klimaneutrales Unternehmen (ID 15985-2104-100)

Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor:innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Inhalt

Vorwort	7
Entwicklungslinien im sozialisationstheoretischen Denken	11
Kontroverse Theorien und Konzepte	21
Selbst- und/oder Fremdsozialisation: Zur Theoriedebatte in der Sozialisationsforschung	22
Keine Gesinnungsfrage	46
Wozu der Anschluss an Bourdieus Forschungsperspektive?	74
Das Modell der produktiven Realitätsverarbeitung	84
Das Modell der produktiven Realitätsverarbeitung (MpR) in der Diskussion	108
Kontroverse Gegenstände und Debatten	119
Erziehung und soziale Ungleichheit	120
Wodurch bleibt die Jugendphase signifikant?	132
Die verlockende Utopie der Gene	146
Mit Bildungsmaßnahmen gegen das kulturelle Gedächtnis eines globalen Judenhasses – geht das?	151
Sozialisation in Krisenzeiten	
Der Lockdown offenbart die Defizite des deutschen Schulsystems	171
Krisensozialisation im 21. Jahrhundert – der Beitrag der wissenschaftlichen Diskussion	179
Sozialisation als Transformation – die Rückkehr der Sozialisationsthematik	199
Literaturverzeichnis	221
Textnachweise	236

Vorwort

Warum eigentlich in Kontroversen denken? Weil es die Hauptzutaten eines jeden Erkenntnisfortschrittes sind. Die Kontroverse – das ist der Gegensatz, das Infragestellen, ein Aushalten der Gegensätze und das Verstehen von Gegenargumenten. Kontroversen können bleiben, sie können sich aber auch auflösen. Manchmal werden sie vergessen oder auch wiederholt. Gut sind sie, wenn sie keine Kränkungen hervorrufen. Sie dürfen herausfordern, im akademischen Raum aber vor allem intellektuell. Sie sollen nicht demütigen, vor allem nicht persönlich.

Dieses Credo ist eine Art Motto für den Band, der eigene Arbeiten der vergangenen 20 Jahre vorstellt, die zumeist allein, zum Teil auch in Koproduktionen verfasst wurden. Sie alle haben einen Debattenbezug und sind dann darum als Kontroverse gerahmt. Tatsächlich verbirgt sich hinter jeder Kontroverse aber nur ein Stachel, ein Anlass oder eine Frage. Der Großteil des Innenlebens der Beiträge ist Explikation zu Theorien, Konzepten oder einem Gegenstand der Forschung. Es sollte darum keine Klärung aller Sozialisationsaspekte erwartet werden. Es ist nur ein kontinuierlicher fragender Zugang. Einer, der verstehen will, wie Soziales entsteht und sich verändert, wie sich Menschen darin verhalten und welche Möglichkeiten ihr Tun hat.

Die Texte, die für diese Anthologie ausgewählt wurden, gehen unterschiedliche Aspekte einer Kontroverse über Sozialisation durch. Hierzu gehört selbstverständlich die Phase der Gegensätze, in denen es auch schon einmal so aussah, als ob Sozialisation ein scheidender Fachbegriff sein könnte. Er galt als zu groß und sperrig, zu politisch aufgeladen und zu wenig konkret. Dagegen etablierten sich in der Soziologie und Psychologie, aber auch den Erziehungs- und Bildungswissenschaften Alternativ- und manchmal auch Gegenkonzepte. Vor allem die Differenzierung des Forschungsfeldes hat dazu beigetragen. In der Familien-, Bildungs-, Kindheits- und Jugendforschung oder Sozial-, Entwicklungs- und Persönlichkeitspsychologie sind eigene Diskursuniversen entstanden, die kaum noch miteinander zu verbinden waren. Dazu traten die Genetik und Neurowissenschaften, die einen weitreichenden und mitunter ausschließenden Erklärungsanspruch vorlegten. Das Soziale mit Sozialisation zu erklären, erschien dadurch mehr und mehr altmodischer. Dann hat sich der Wind gedreht und in den vergangenen zehn Jahren setzte ein Gegentrend ein.

Sozialisation ist aktuell wieder ein Begriff, der erklärende Kraft besitzt. In ihm verbinden sich unterschiedliche Blickwinkel auf das Verhältnis zwischen einzelnen und gesellschaftlichen Strukturen. Es sind Momente der Beharrung auf der einen und Veränderung auf der anderen Seite. Die Sozialisationsperspektive syn-

thetisiert diese unterschiedlichen Perspektiven. Sie schaut auf die Bedeutung der Kontexte, in denen Menschen leben und gleichzeitig auf die Erfahrungen, die Menschen machen. Daneben erlauben die neuen Zugänge einen Innenblick in die neuronale und Hirnentwicklung, in den Mechanismus von Genetik und Epigenetik. Interessant genug, dass hierdurch der Sozialisationsbegriff nicht vollständig aufgerieben, sondern noch bestärkt wurde. Das, was die „Natur“ des Menschen anlegt, wird durch soziale Einflüsse gesteuert, verändert und geformt. So sind Gegensätze der alten Diskussion, wie „Natur gegen Kultur“, nur noch Gegenstand der Lehrbuchliteratur. Der heute interdisziplinäre Mix verspricht Fortschritte für die Theorien des Sozialen. Aber natürlich auch neue Kontroversen.

Diesen Debattenhorizont kann die kleine Sammlung der hier versammelten Beiträge natürlich nur streifen. Sie ist ein Aufhänger für größere Fragestellungen und dabei auch ein Streifzug durch eine persönliche Debattengeschichte. Sie beginnt zu Beginn der 2000er-Jahre mit der Kontroverse über Fremd- und Selbstsozialisation, hat den Schwerpunkt auf der Entwicklung eines grundlegenden Verständnisses von Sozialisation und endet in der Debatte um das Konzept der produktiven Realitätsverarbeitung in der Sozialisationsforschung.

An allen Stellen dieser Debatte wurde ich von freundlichen Debattierenden begleitet. Ihnen gilt darum auch der Dank für die vielen Anregungen – und natürlich auch Provokationen. Zwar wurde das Sozialisationsthema in den vergangenen 20 Jahren kaum auf der großen Bühne akademischer Rangeleien verhandelt. Aber es tauchte überall da auf, wo in Bildungssettings anthropologische, pädagogische oder sozialwissenschaftliche Fragen gestellt werden. Also überall dort, wo danach gefragt wird, wie Menschen zu dem werden, was sie sind. Diejenigen, die ich hier vor Augen habe, sind vor allem Schüler:innen und junge Studierende. Im Studienverlauf dann verläuft sich diese Frage. Die große Errungenschaft, dass die Wissenschaft vom Sozialen in viele verschiedene Disziplinen zergliedert ist und jedes Fach dann noch einmal weitere Zergliederungen vornimmt, wird manchmal auch zu einer Last. Große Themen verschwimmen dann und sind nicht mehr greifbar. Manchmal wirkt es wie eine Imitation des naturwissenschaftlichen Fächerkanons. Überall entstehen neue kleine Fachrichtungen, Spezialisierungen und Spezialist:innen mit Fachgebietsmentalitäten wie in den Naturwissenschaften. Gleichzeitig verliert sich dabei das Bewusstsein dafür, dass Einteilungen der Wissenschaft vom Sozialen ihre eigene Genese und damit auch Kontingenz haben. Sie sind akademische Zufälligkeiten, unterliegen Feldeffekten und sind nicht zwangsläufig eine Errungenschaft.

Die Geschichte der Sozialisationsforschung ist ein gutes Beispiel dafür, dass nicht alles produktiv ist, was in Fachspaten separiert wird. Die Vorstellung, man könnte in analytischer Hinsicht eine individuelle Perspektive von den gesellschaftlichen Dynamiken und diese beiden wiederum von biologischen, neurowissenschaftlichen und genetischen Erkenntnissen trennen, ist natürlich bizarr.

Aber und leider: Gewöhnungseffekte schleichen sich ein. Es sind offenbar viele Vorteile mit der Fragmentierung des Gegenstandes verbunden und wissenschaftliche Arbeitsteilung schafft Realitäten – also Fächer, Professuren, Studiengänge und Förderstrukturen. Im (noch nicht) akademischen Publikum existieren diese Trennungen nicht. Es wird munter gefragt, von der Ebene mikrosozialer Prozesse bis zu den großen Dynamiken gesellschaftlicher Strukturentwicklung, von den Genen bis zu den Kompetenzen, von der Steinzeit bis zur Jetztzeit. In gewisser Weise ist das Verständnis von Sozialisation auf ganz angenehme Weise mit diesem Zugang derjenigen verbunden, die noch nicht disziplinär denken. Dadurch wird mit der Lupe hingeschaut, mitunter auch mit dem Mikroskop und manchmal wird die ganze Weite der Natur- und Menschheitsgeschichte genutzt. In diesem Sinne ist die Sammlung in diesem Band auch eine Antwort auf diejenigen Fragen, die sich diejenigen stellen müssen, die den Sozialisationsbegriff ansteuern. Für ihren Gebrauch, für die Lektüre von Interessierten und Multiplikator:innen, die in der Schule und Hochschule zum Gegenstand arbeiten, ist der Band darum als Hilfe, Einstieg oder Grundlage gedacht.

Natürlich ist die Einbindung älterer Texte, die in älteren Debatten situiert waren, ein Wagnis. Hier muss um Verständnis geworben werden, weil dadurch Stil und Inhalt herausfordern. Gleichzeitig bietet es die Chance, direkt wie indirekt den Debattenverlauf nachvollziehen zu können. Wenn wissenschaftliche Erkenntnis ihre zeitliche Verankerung hat, dann muss der nachträgliche Blick dieser Relationalität natürlich Rechnung tragen.

Der Band ist in zwei Teile gegliedert. Der erste wird Theorie- und Konzeptkontroversen beinhalten, während der zweite eher gegenstandsorientiert sozialisationstheoretisches Wissen in unterschiedlichen Feldern anwendet. Beide Teile werden gerahmt, die ausgewählten Texte kurz beschrieben und kontextualisiert. In dem neu verfassten Rahmentext wird aber kein überbordender Literaturapparat erzeugt. Stattdessen sind zentrale Schlagworte, Ansätze und Autor:innen so markiert, dass sie leicht weiterverfolgt werden können. Auf diese Weise wird der Text für die mit der Debatte nicht vertrauten Leser:innen etwas leichter zugänglich. Ergänzend ist besonders auf die Grundlagenliteratur zu verweisen, die in allen Beiträgen verwendet und nahezu vollständig im Gesamtliteraturverzeichnis aufgeführt wird. Die Literaturverzeichnisse der einzelnen Texte wurden zu diesem Zweck gesammelt, harmonisiert und am Ende des Bandes konzentriert. Die Quellenangaben zu den bereits veröffentlichten Beiträgen werden ebenfalls am Ende des Bandes genannt. Störend ist allein, dass der Veränderung der Wissenschaftssprache im Wiederabdruck nicht Rechnung getragen werden kann. So wirkt u. a. die Verwendung des generischen Maskulinums in den früheren Texten anachronistisch. Aus Gründen der Originaltreue gab es aber sprachlich keine Anpassungen. Allein kleine Schreibfehler und fehlerhafte bibliographischen Angaben wurden korrigiert, letztere zur leichteren Auffindbarkeit auch, so weit ohne große Irritationen möglich, aktualisiert und am Ende des Bandes gebündelt.

Für die Auswahl und Begleitung dieses Buches möchte ich meinen Dank aussprechen: Beltz Juventa für die Offenheit dem Thema gegenüber und Frank Engelhardt für die ausgezeichnete Begleitung und Ermunterung. Veronica Horbach bin ich wie so oft für die Textbearbeitung zu Dank verpflichtet, Pauline Heuwinkel für die Arbeit am Literaturverzeichnis. Für die vielen Gespräche, die ich in der Schule, mit Studierenden oder in ganz unterschiedlichen Kontexten mit Kolleg:innen und Freunden führen durfte, danke ich kollektiv. Klaus Hurrelmann, dem passageren Koautor auch in diesem Band, möchte ich für seine Kollegialität, Inspiration und natürlich wie immer kontroverse Begleitung danken.

Ulrich Bauer

Entwicklungslinien im sozialisationstheoretischen Denken

Zur Rahmung

Für die frühe Perspektive des Sozialisationsdenkens ist das 19. Jahrhundert zentral. Noch bevor es eine Sozialisationsforschung im akademischen Sinne gibt, wird schon die Frage danach gestellt, welche Einstellungen und Verhaltensweisen eine Gesellschaft von ihren Mitgliedern verlangen muss, um den nötigen sozialen Zusammenhalt zu sichern und allen Gesellschaftsmitgliedern gleiche Rechte einräumen zu können (grundlegende Überblicke hierzu bei Geulen 1991 und Veith 1996). Für den französischen Soziologen Émile Durkheim gilt dies als Bedingung für die Aufrechterhaltung gesellschaftlicher Kohäsion. Er fordert eine „socialisation méthodique“ (eine Art bewusste oder methodische Sozialisation), um Menschen auf die Einhaltung sozialer Normen vorzubereiten. Durkheims Position ist wegweisend für die spätere Sozialisationsforschung, aber auch Ausdruck eines Zeitgeistes. Aus diesem geht das streng disziplinierende Schulwesen hervor, dessen Autorität mit dem konservativen Argument der Bewahrung sozialer Ordnung begründet wird. In Deutschland ist die Situation kaum unterschieden. Für Georg Simmel ist fast zeitgleich „Socialisierung“ der Vorläufer für das spätere Fachwort „Sozialisation“. Für ihn wie für Durkheim ist die Sozialisationsbedingung ein wesentlicher Faktor für das „Gelingen“ einer Gesellschaft, die auf dem Sprung ist, ihre traditionellen Gleise zu verlassen. Den Atem der Freiheit bereits verspürend, sitzt im Nacken die Angst vor gesellschaftlicher Anomie (was als Auflösung gesellschaftlicher Ordnung verstanden wird).

In der Rückschau auf das sozialisationstheoretische Denken in den vergangenen rund 150 Jahren wird offensichtlich, dass die Sozialisationsthematik sehr sensibel auf die zeitlichen Umstände ihrer Entstehung reagiert. In den industriell sich rasch entwickelnden Gesellschaften Mitteleuropas wird das gesellschaftliche Miteinander komplexer, weil nicht mehr alle Tätigkeiten des täglichen Lebens unter einem Dach ausgeübt, sondern arbeitsteilig (so etwa zwischen Familie, Fabrik und gesellschaftlicher Öffentlichkeit) organisiert werden. Jeder Mensch erfüllt zunehmend mehr und vor allem unterschiedliche Anforderungen. Damit wurde die Frage immer drängender, wie trotz der Phänomene gesellschaftlicher Differenzierung ein stabiles gesellschaftliches Zusammenleben möglich sein kann. Eine Zusammenschau der Ansätze, die in dieser früheren Periode des sozialisationstheoretischen Denkens eine Rolle spielten, ist in Überblicksdarstellungen schnell zu finden. Dagegen darf nicht vergessen werden, dass diese Initi-

alphase der Sozialisationsthematik nicht zu trennen ist von der Etablierung einer eigenständigen sozialtheoretischen Perspektive, die sich innerhalb der Geisteswissenschaften aus der Umklammerung von Philosophie, Ökonomie und Theologie zu emanzipieren beginnt.

Hauptbestandteil einer Verbindung der sozial- mit der sozialisationstheoretischen Perspektive ist das Motiv der Vergesellschaftung. Danach bilden Menschen eine individuelle Handlungsfähigkeit aus, die aber gesellschaftlich geprägt ist. Es wäre eine eigene Forschungsarbeit, wollte man darlegen, wie intensiv das Sozialisationsargument in die Großtheorien des Sozialen integriert ist. An dieser Stelle soll nur darauf geschaut werden, dass ohne die Sozialisationsannahme keiner dieser Sozialtheorien funktionieren würde. Einige Beispiele hierzu: Bei Karl Marx, dem so häufig eine Pionierrolle in den Theorien des Sozialen zugeschrieben wird, ist es deutlich bezüglich der Prägung gesellschaftlicher Lebens- und Arbeitsbedingungen auf die Bewusstseinsfähigkeit des Menschen; der Soziologe Max Weber versteht das soziale Handeln als sinnhaft aufeinander bezogen, was voraussetzt, dass entsprechende Sinnstrukturen vorher, qua gemeinsamer Erfahrungen und Wissensvorräte, erzeugt wurden; der Sozialphilosoph Michel Foucault kann das Argument der restriktiven Machtverhältnisse nur durch die Aneignung ritualisiert-kodifizierter, diskursiv vermittelter Wissensformen verständlich machen; der Soziologe Anthony Giddens baut das gesamte Denken seines Strukturationsansatzes auf der Annahme sozialisierter Akteure auf, die wie bei Pierre Bourdieu durch soziale Einbettung und damit verbundene Erfahrungen Deutungsroutinen erzeugen (was in Bourdieus Denken noch einmal expliziter wird, wenn er die dauerhaften Dispositionen der Subjekte als sozialisierte Habitus bezeichnet). Niklas Luhmanns Systemtheorie vertritt die Sozialisationsannahme, ohne dass dieser das wohl intendierte. Er geht nicht von einer ständigen äußeren Prägung (dem gesellschaftlichen Import) aus, sondern von der Selbststeuerung des psychischen Systems, das sich Strukturen selbstständig aussucht (Luhmanns Verständnis von „Selbstsozialisation“), wobei gerade diese Fähigkeit das sozialisierte Individuum voraussetzt (weil Menschen initial in den frühen Lebensphasen Handlungswissen aufbauen, um steuerungsfähig zu werden). Für die wie bei Judith Butler konstruktivistisch ausgerichtete Geschlechterforschung ist (im Übrigen mit den sonst zumeist entgegengesetzt argumentierenden materialistischen und strukturalistischen Theorielinien an dieser Stelle sehr ähnlich) das Sozialisationsargument zentral, weil geschlechtliche Rollenbilder wie das gesamte Glaubenssystem der Zweigeschlechtlichkeit und dem damit verbundenen Hierarchieverhältnis auf sozialisierte Körper angewiesen sind.

Die Gabelung der Forschungspfade

In den Theorien des Sozialen ist das Sozialisationsmotiv also häufig zentral, was aber noch nicht bedeutet, dass dies auch explizit wird. Das ist vielleicht so bezeichnend für die Funktion eines sozialisationstheoretischen Erklärungsmusters: So implizit Sozialisation den Lebenslauf von Menschen bestimmt, so implizit bleibt das Sozialisationsthema in der wissenschaftlichen Diskussion. Es wird vorausgesetzt – zumeist aber auch übersehen als konstitutiver und unhinterfragbarer Bestandteil des Sozialen. Der schon erwähnte Pierre Bourdieu spricht in sehr ähnlicher Absicht immer wieder von einer notwendigen Anamnese der Genese, wenn das Soziale verstanden werden soll. Er meint damit den Blick auf das Gewordensein einer Realität, bei der vergessen wird, dass sie nicht natürlich ist, sondern eine soziale Konstruktion, die kontingent bleibt, also auch eine andere Entwicklung nehmen könnte. Um die Entwicklung der Sozialisationsforschung einordnen zu können, ist dieser Zugriff auf das Sozialisationsdenken als zumeist implizites Element (der Realität selbst wie der Theorien dazu) nicht ungeeignet.

Typischerweise greifen alle Versuche, die verschiedenen Strömungen und ihre Zeitgeistabhängigkeit zu verstehen, auf Darstellungsprinzipien zurück, die nicht die implizite, sondern die explizite Verwendung der Sozialisationsthematik beinhalten. Es werden historische von modernen Ansätzen unterschieden (Veith 1996), der soziologische vom psychologischen Blickwinkel (Hurrelmann 1983a,b) oder die struktur- von den subjektorientierten Ansätzen (Bauer 2012). Unabhängig davon, wie Theorien und disziplinäre Blickwinkel unterschieden werden, beginnen sich in der Zeit zwischen 1945 und den 1970er Jahren Fragestellungen zu differenzieren und die Forschungspfade zu gabeln. Dadurch bildet sich zum einen ein empirischer Zweig der Forschung heraus, der die Frage der Sozialisationsbedingungen und ihrer Auswirkungen zunächst mit Blick auf ungleiche Lebensverhältnisse ausbuchstabiert und dabei den Bildungsbereich als gesellschaftliche Chancenverteilungsstelle anvisiert. Diese sich sehr schnell ausbreitende Forschungsrichtung wird als „schichtspezifische Sozialisationsforschung“ bekannt werden (Überblick hierzu bei Rolff 1997). Zum anderen entwickelt sich eine normativ orientierte Perspektive auf das Subjekt. Dieses wird nun in doppelter Hinsicht als „veränderungsfähig“ angesehen: Sozialisationsbedingungen verändern das Subjekt, das seinerseits die Potenzialität ausbildet, gesellschaftliche Bedingungen verändern zu können.

Beide Zweige dieser Entwicklung der Sozialisationsforschung bilden sich parallel aus und haben sehr maßgeblich zum Ausgangspunkt von Debatten beigetragen, auf die auch noch heute Bezug genommen wird. Sie sollen deswegen kurz beschrieben werden, weil viele Bezüge in den versammelten Beiträgen dann besser zu verstehen sind:

Erstens, die empirische Wendung der Sozialisationsforschung. Sie ist im Rahmen der allgemeinen „Verwissenschaftlichung“ der Lebensphasen Kindheit und

Jugend zu sehen, die nach dem Zweiten Weltkrieg an Dynamik gewinnt. Innerhalb der Pädagogik beginnen sich die theoriegeleitete, die praktische und die empirische Linie zu trennen (was später zu einer weiteren Differenzierung der Forschungszweige führt und zur Emanzipation der Erziehungswissenschaft von der „Hands-on“-Disziplin Pädagogik). Besonders intensiv wird die empirische Forschung in den Themenbereichen Bildung und Ungleichheit vorangetrieben. Vor allem die Bildungsforschung erhält Auftrieb durch eine ebenfalls in der Nachkriegszeit einsetzende Bildungsexpansion. Gleichzeitig entwickelt eine wachsende Fraktion im akademischen Bereich starkes Interesse an der Forderung nach mehr Bildungsgerechtigkeit. Politische Forderungen werden durch die Forschung zur Ausprägung von sozial bedingten Ungleichheiten der Bildungschancen flankiert. Sie übersetzen Herrschaftskritik in eine Kritik an mangelnder Chancengerechtigkeit.

Diese Übersetzungsleistung zeigt sich sehr deutlich in einem Gespräch zwischen Theodor W. Adorno, dem nach dem Zweiten Weltkrieg wichtigsten Exponenten der Kritischen Theorie in Deutschland, mit Hellmut Becker, dem Direktor des Instituts für Bildungsforschung der Max-Planck-Gesellschaft, das im Jahre 1959 geführt und später unter dem Titel *Erziehung zur Mündigkeit* publiziert wurde (Adorno 1970). Adorno und Becker stellen hier die Forderung auf, dass eine freie Gesellschaft ein Höchstmaß an Chancengerechtigkeit zur Verfügung stellen muss und soziale Ungleichheiten darum von einer kritischen Bildungsforschung adressiert werden. Aus der Verbindung von kritischer und chancenbezogener Forschung entwickelt sich der (schon benannte) internationale Forschungszweig der schichtspezifischen Sozialisationsforschung. Dieser ist seinem Grundverständnis nach emanzipativ, weil er auf Chancengerechtigkeit zielt. Rückblickend aber – das muss als Orientierung hinzugefügt werden – ist er indes viel weniger fortschrittlich als es die Starteuphorie vermuten ließ. Das immer dichtere Netz an Informationen darüber, welche sozialen Hintergrundfaktoren auf der einen Seite und Bedingungen des schulischen Lernens auf der anderen Seite zu verbesserten Chancenstrukturen führen, ist schnell integriert worden in einen Reformalgorithmus, der Schule technokratisch verwalten will und „bildungsferne“ Umwelten von Kindern delegitimiert. Die Forderung nach mehr Gleichheit wurde mehr und mehr eingeordnet in das fordistische Zeitalter der Massenbildung und des Vertrauens in einen sozialen Kapitalismus, während das Wettbewerbselement von Bildung nicht infrage gestellt wird. Bildungsmonitorings, Schulleistungsuntersuchungen und Assessments (PISA, PIRLS/IGLU, TIMMS), die international seit den 1980er Jahren und in Deutschland seit den 2000er Jahren die Debatte bestimmen, unterlegen diese Tendenz sehr deutlich. Während sich in Deutschland der kritische Impetus einer empirischen Sozialisationsforschung darum langsam aus der ungleichheitsbezogenen Bildungsforschung verabschiedet, entsteht mit der Ausdifferenzierung der Forschungsfelder Schule, Familie, Kindheit und Jugend eine Vielzahl neuer Anknüpfungspunkte.

Sie verlassen zwar die alten Pfade einer emanzipationsorientierten Forschungsperspektive, für die zum Beispiel Theodor W. Adorno steht. Nichtsdestotrotz sind sie methodisch innovativ und bieten auch in theoretischer Hinsicht eine breite Palette an Orientierungen, die zu der Adaption der Bildungsforschung an den regulären Wissenschaftsbetrieb beigetragen hat.

Zweitens, die Wendung zu einer neuen Perspektive auf das Subjekt. Anstoß der Revision innerhalb der sozialisationstheoretischen Diskussion war, dass Sozialisation nur auf die Integration von Menschen in ein festgefügtes gesellschaftliches Ganzes, also lediglich auf Vergesellschaftungsprozesse abhebt. Diese Perspektive enthält ein „Theoriedefizit“ (Oevermann 1979) insofern, als die Subjekte selbst – ihre motivationale und Bedürfnishaltung, ihr konformes oder widerständiges Verhalten – nur unzureichend verstanden und zumeist gar nicht berücksichtigt wurden. Ein Sozialisations- und Subjektmodell, das erlaubt, die Entwicklung zu einer autonom handlungsfähigen Persönlichkeit theoretisch zu fassen, sollte dieses Theoriedefizit beheben. Damit ist ein Erkenntnisinteresse begründet, das weit über das Programm einer ungleichheitsorientierten Sozialisationsforschung hinaus geht. In nicht unerheblicher Weise kommt in dieser Wendung auf das Subjekt erneut ein Emanzipationsbedürfnis zum Ausdruck (das „emanzipatorische Interesse an Sozialisation“, so Geulen 1973, S. 98). Offen bleibt aber, ob Emanzipationserwartungen mit den entwickelten Theorieoptionen tatsächlich erfüllt werden konnten.

Zu einer so gestellten Forschungsfrage liegt eine ausführliche Reflexion in den Beiträgen im ersten Teil des Bandes vor, weswegen auf die damit verbundenen Konsequenzen hier schon aufmerksam gemacht werden soll: Die erste, schon genannte Konsequenz ist, dass sich neben der empirischen Wende eine normative Wende auf das Subjekt vollzieht. Jürgen Habermas gilt als Vertreter eines neuen Blicks auf das Subjekt, der sich zunächst als *kritische Rollentheorie* entwickelt und von wo aus Autonomieerwartungen auf der Ebene des Subjekts formuliert werden. Das Subjekt wird also nicht nur analytisch zum Gegenstand der Forschung, sondern es werden normative Erwartungen an seine Entwicklung gestellt. Dabei wird darauf hingearbeitet, wie das Subjekt ein größtmögliches Maß an Autonomie ausbilden kann. Mit dieser Frage ist die zweite Konsequenz verbunden, die darin besteht, dass makrosoziale Bezüge der Sozialisationsforschung schwächer, mikrologische dagegen stärker verfolgt werden. Die Sozialisationsthematik betont seither eher einen methodologischen Individualismus oder Situationismus (Schmidt und Scheffer 2019), der ganz notwendig auf Praktiken und Orientierungen des Alltags, Subjektformationen und Kommunikationsmodi orientiert ist. Fragen nach der Funktion von Sozialisation, die einerseits von einem gesellschaftlichem Integrationsmechanismus ausgehen oder die Bedeutung der sozialen Reproduktion qua Sozialisation in den Mittelpunkt stellen, werden weniger gestellt. Vielleicht sind diese Fragen nicht verpönt, aber sie kommen nicht mehr in dem Maße vor, in dem sie in der Initialphase der Sozialisati-

onsforschung im 19. Jahrhundert eine Zentralstellung eingenommen haben. Mit einiger Überraschung deutet sich aktuell an, dass mit der Rückkehr von Krisen- und Anomieannahmen im 21. Jahrhundert auch diese Zugänge der Sozialisationsforschung eine Wiederkehr erleben werden.

Die Beiträge des Buches im Überblick

Die Beiträge im ersten Teil des Bandes *Kontroverse Theorien und Konzepte* sind grundlagenorientiert. Der Versuch, die Entwicklungslinien der Diskussion über Sozialisation nachzuzeichnen, ist gleichzeitig der Versuch, eine angemessene Begriffsbestimmung von Sozialisation zu leisten. So sehr also darauf geschaut werden muss, mit welcher Perspektive Sozialisationsprozesse bearbeitet werden, so sehr ist entscheidend, welchen normativen Prämissen, Erwartungen und ideologischen Hintergrundverständnissen die Debatte folgt. Somit erweist sich das Sozialisationsparadigma in der Zusammenschau auch als Beispiel dafür, dass es Forschung nicht ohne gesellschaftliche Einbettung gibt. In dieser Hinsicht beinhalten die ersten Texte eine Auseinandersetzung um den Zugang zum Sozialisationsthema. Die zwei wiederabgedruckten Texte *Selbst- und/oder Fremdsozialisation* und *Keine Gesinnungsfrage* sind zu Beginn der 2000er Jahre entstanden. Sie zeigen die Schärfe einer Debatte an, in der darüber gestritten wurde, ob der Sozialisationsbegriff und das damit verbundene Forschungsparadigma überhaupt zu erhalten sind. Die Diagnose ist, dass das Fundament der Sozialisationsforschung in den Debatten des ausgehenden 20. Jahrhunderts durch unterschiedliche Entwicklungen zerrieben wurde. In der disziplinären Arbeitsteilung drohte das Sozialisationsverständnis Schwierigkeiten zu machen, weil es zu holistisch ausgerichtet ist. Ein strukturfunktionalistisches Erbe auf der einen Seite und das marxistische auf der anderen machen ihm ebenso zu schaffen wie seine politische Instrumentalisierung in den sozialen Bewegungen der 1960er Jahre. Als politischer Kampfbegriff gilt er als normativ vorentschieden, dem analytischen Gehalt des Sozialisationsbegriffs wird auch deswegen immer weniger getraut. Dazu trat das neu erwachte Interesse der Naturwissenschaften daran, das Rätsel Mensch zu entschlüsseln. Insbesondere von der Genetik und den Neurowissenschaften wurde erwartet, dass sie menschliches Verhalten endlich auf biologische Füße stellen. Gelingen ist dies nicht, wie verschiedentlich in einigen der Beiträge auch argumentiert wird. Die Dekonstruktion des Sozialisationsbegriffs hat dennoch Spuren hinterlassen. Seine früheren Befürworter:innen haben sich distanziert und es bedurfte eines Diskurses, der danach fragt, was vom alten Sozialisationsdenken noch gebraucht werden kann und worauf neue Entwicklungen blicken müssen.

In gewisser Hinsicht ist dies genau die Hintergrundbedingung, die auch auf die nachfolgenden Texte einwirkt. Ihre Entstehung ist in den Jahren ab 2010 an-

gesiedelt. Das Buchkapitel *Wozu der Anschluss an Bourdieus Forschungsperspektive* und die beiden in Ko-Autorenschaft mit Klaus Hurrelmann verfassten Texte zum *Modell der produktiven Realitätsverarbeitung* sind Diskussionsanlässe, die eine Neusortierung der Debatte versuchen. Der soziologische Ansatz Pierre Bourdieus ist ganz zweifellos ein wichtiger Impulsgeber für die weitere Entwicklung einer sozialisationstheoretischen Perspektive – trotz oder vielleicht gerade weil das sozialisationstheoretische Potenzial hier implizit bleibt und herauspräpariert werden muss. Wichtiger aber noch ist das Modell des produktiv realitätsverarbeitenden Subjektes, das von Klaus Hurrelmann zu Beginn der 1980er Jahre entwickelt wurde. Es hat bereits eine über vier Jahrzehnte lange Geschichte und stellt von Beginn an eine Ausnahme dar, weil verschiedene Theoriestränge zusammengefügt wurden in eine einzelne Modellannahme. Hurrelmann unterschied das politische vom analytischen Sozialisationsdenken und war offen für eine integrierende Perspektive, die auch zahlreiche neue Debattenstränge aus den Naturwissenschaften und der Psychologie ernst nahm. Heute bietet dieses Modell damit einen der wenigen theoretischen Zugänge, der bereits über Jahrzehnte hinweg über Lehrbuchliteratur an den Universitäten und Schulen rezipiert wird. Die Diskussion hierzu im Jahr 2015, als ich als Koautor in die Weiterentwicklung des Modells einbezogen wurde, bildet einer der beiden Beiträge ab. Ein anderer, noch jüngerer Beitrag beinhaltet die Beschreibung des Modells in der neuesten Auflage. Er verteidigt das Modell gegen die Kritik aus einer sehr prononcierten pädagogischen Rezeptionslinie und ist damit – wieder einmal – Bestandteil einer Kontroverse.

Der zweite große Abschnitt des Buches versammelt eine Reihe von Beiträgen, die thematisch unter der Überschrift *Kontroverse Gegenstände und Debatten* zusammengefasst werden. Die Texte sind nicht auf Theorie- oder Modellentwicklung ausgerichtet. Sie wenden sozialisationstheoretisches Denken vielmehr an, analysieren auf dieser Grundlage und versammeln die Expertise zu einem Problembereich. Der Text *Erziehung und soziale Ungleichheit* gibt ein Beispiel hierfür aus der Perspektive der Reproduktion ungleicher Lebenschancen und wirft den Blick auf die Mechanismen der Ungleichheitsreproduktion. Das Argument lautet: Wenn in den vergangenen Jahren wieder verstärkt Benachteiligungen und Privilegierungen Gegenstand öffentlicher Kontroversen sind, dann wird der Sozialisationsblick mehr denn je benötigt. Nur durch ihn wird verständlich, wie ungleiche Lebenschancen an die nächste Generation weitergegeben werden und damit auch, wie interveniert werden kann.

Der konzeptionelle Beitrag *Wodurch bleibt die Jugendphase signifikant?* fragt nach den Vorstellungen, die heute vom Jugendalter existieren und die eine wissenschaftliche Betrachtung rahmen. Gegen die häufig verkürzende Formel, die Jugendphase wäre mit dem puberalen Wachstumsschub biologisch begründet, wird hier eingewandt, dass es keine bedeutsamere Phase im Lebenslauf gibt, in der sich die Identitätsmerkmale, Motivationsmuster und Persönlichkeitseigen-

schaften eines Menschen verfestigen. Pubertät und Jugendphase sind in dieser Deutung kein natürliches, sondern ein soziales Phänomen.

In *Die verlockende Utopie der Gene* wird ganz ähnlich Stellung bezogen gegen den biologischen Reduktionismus, der die menschliche Entwicklung nicht ausreichend komplex zu begreifen imstande ist. Die Auseinandersetzung findet hier mit einem publizistischen Leitmedium statt. Zwar gibt es nur noch wenige, die, wie der US-Amerikaner Robert Plonim, engstirnig auf eine Mischung aus genetischen und ethologischen Annahmen zurückgreifen, um eine naturwissenschaftliche gegen eine sozialwissenschaftliche Perspektive in Anschlag zu bringen. Trotzdem ist Vorsicht geboten. Die Erkenntnisse der vergangenen Jahrzehnte, die Integration des naturwissenschaftlichen Denkens in das sozialisationstheoretische Paradigma, hat bisher nur die Fachöffentlichkeit erreicht. Für eine breitere Öffentlichkeit ist die Vereinfachung – Kultur gegen Natur und damit die Verlockung eines biologischen Reduktionismus – immer noch attraktiv.

Der Beitrag *Mit Bildungsmaßnahmen gegen das kulturelle Gedächtnis eines globalen Judenhasses* wechselt den Anwendungsbereich, bleibt aber bei der sozialisationstheoretischen Kernfrage nach den bedingenden und fördernden Faktoren der Entwicklung. In der Argumentation bildet dies die Frage nach den Chancen von Präventions- und Interventionsmaßnahmen gegen Antisemitismus ab. Dieses bedauerlicherweise wieder aktuelle Thema wird so bearbeitet, dass sowohl die Befunde (zur Entstehung von Vorurteilen und Ressentiments) als auch die Methoden der Sozialisationsforschung (die Evaluation der Wirksamkeit von Prävention und Intervention) angewendet werden. Der inhaltliche Ausblick ist defensiv bis pessimistisch. Gegen Ad-hoc-Maßnahmen wie die der Skandalisierung antisemitischer Vorfälle sprechen die meisten Einsichten und Forschungsbeiträge, die in einer Literaturdurchsicht aufgearbeitet werden. Antisemitische Einstellungen, die mit Persönlichkeitseigenschaften einhergehen, die selbst eine hohe transsituative Konsistenz aufweisen, die früh erworben und in alltäglichen Kontexten verfestigt werden, erweisen sich als tendenziell resistent gegen gut gemeinte, aber selten ausreichend wirksame Ansätze im Bildungsbereich.

Der Beitrag *Sozialisation in Krisenzeiten. Der Lockdown offenbart die Defizite des deutschen Schulsystems* ist eine Koproduktion mit Klaus Hurrelmann aus dem Jahr 2020. Unter Pandemiebedingungen wird danach gefragt, welche Folgen die so bezeichneten Lockdowns für die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen haben, wie das deutsche Schulsystem darauf reagiert hat und welche Defizite dennoch erhalten geblieben sind. Das Argument ist eines, das auf schnelles Agieren, das Setzen von Prioritäten und durchdachte Konzepte zielt. Dass diese Forderung noch rund drei Jahre nach der Entstehung des Textes aktuell geblieben ist, macht den kontroversen Charakter deutlich und vor allem, dass Schule, Bildungsmodi und der Umgang mit Schüler:innen Alternativszenarien benötigt, wenn im Zeitalter der Krisen Normalitätserwartungen nachhaltig gestört werden.

Der Beitrag *Krisensozialisation im 21. Jahrhundert – der Beitrag der wissenschaftlichen Diskussion* ist in dieser Hinsicht als ein direkter Anschluss zu verstehen. Er wirft den Blick auf das Jugendalter, die Sozialisationsbedingungen einer nachwachsenden Generation und ihre lautstarke Forderung nach der Bewältigung der Klimakrise. Das Argument markiert den deutlichen Bruch mit einer Diskussion über Jugend, die über viele Jahre hinweg immer nur betont hat, dass Jugendliche unpolitisch, affirmativ und überangepasst agieren. Interessant dabei ist, dass sich eine nachwachsende Generation von älteren Schemata der Protestform, aber auch der Protestideologie entfremdet hat. Die Generation Greta kommt bisher ohne feste Parteibindungen aus, aber sie hat ein klar erkennbares Sozialprofil, das Ein- und Ausschlüsse gleichermaßen bedingt. Daneben will der Beitrag erörtern, wie Wissenschaft selbst auf Krisenphänomene reagiert. Die sozialisationstheoretische Reflexion folgert daraus: Mehr Berücksichtigung der Themen einer nachwachsenden Generation und die Aufnahme epochaltypischer Schlüsselprobleme wie der Klimakrise in das Portfolio akademischer Wissensproduktion. Sozialisation ist dann wieder in ihrem Element – in der Kontroverse.

Die den Band abschließende Perspektive *Sozialisation als Transformation – die Rückkehr der Sozialisationsthematik* versucht resümierend auf den Stand einer komplizierten Diskussion zu blicken. Dabei steht im Mittelpunkt, dass Sozialisation keinesfalls – um es in den Worten des Vorwortes zu sagen – als *scheidender* Fachbegriff anzusehen ist. Vielmehr schillert Sozialisation erneut. Der Beitrag schaut dabei auf die internationale Entwicklung der Diskussion und eine häufig parallel erfolgende politische Indienstnahme. Die Überlegungen zur politischen Instrumentalisierung der Sozialisationsthematik arbeiten heraus, wie der Fachbegriff in seiner über hundertjährigen Geschichte verwandt wurde und welche Erkenntnismöglichkeiten damit eröffnet, aber auch verschlossen wurden. Die darauf basierende Reflexion eröffnet einen sehr positiven Ausblick: Die Sozialisationsthematik kann genutzt werden, um sowohl die Reproduktion von gesellschaftlichen Ausgangsbedingungen als auch deren Transformation zu verstehen. Dies ist das historische Ausgangsmoment der Debatte über Sozialisation und heute zugleich wieder zukunftsweisend.

Kontroverse Theorien und Konzepte

Selbst- und/oder Fremdsozialisation: Zur Theoriedebatte in der Sozialisationsforschung

Eine Entgegnung auf Jürgen Zinnecker

*„Vielmehr setzt Freiheit die bewußte Erkenntnis jener Prozesse voraus,
welche zur Unfreiheit führen [...]“*

THEODOR W. ADORNO/MAX HORKHEIMER, Vorurteil und Charakter

Einleitung: Sozialisationsforschung und Theorie der Sozialisation

Die Sozialisationsthematik bezeichnete bis in die 70er Jahre hinein einen Brennpunkt öffentlicher Kontroversen. Kernbegriffe der Sozialisationsforschung (soziale Rolle, Integration, Anpassung) drangen bis in die Alltagskommunikation vor. Im Anschluss nahm ihre außerwissenschaftliche Breitenwirkung kontinuierlich ab, obwohl sie sich erst seit den 80er Jahren erfolgreich institutionell, d. h. akademisch etablieren konnte. Auf dem Fundament empirischer Forschung strahlt der Sozialisationsbegriff seither auf die Bildungs- und Familiensoziologie sowie die Kindheits-, Jugend-, Biografie- und Lebensverlaufsforschung aus. Der empirischen Sozialisationsforschung korrespondiert zugleich eine weitgehende Zurückhaltung gegenüber tradierten theoretischen Sozialisationskonzepten. Die Tradition psychoanalytisch, behavioristisch-lerntheoretisch und strukturfunktionalistisch bzw. rollentheoretisch inspirierter Theorieansätze ist in der gegenwärtigen Debatte abgebrochen. Ist die jüngere Sozialisationsforschung daher heute als theorieelos zu bezeichnen? Wurden die empirische Fundierung, strenge methodische Kontrolle in der Forschung und die analytische Fokussierung auf die Bedeutung einzelner Sozialisationsagenturen sowie schließlich der „Königsweg“ in der Sozialisationsforschung: Longitudinal- und Paneluntersuchungen mit dem Preis eines Theorieverzichts bezahlt? Mitnichten: Sozialisationsforschung der vergangenen zwei Jahrzehnte besitzt ein theoretisches Fundament. Dieses wird jedoch nicht ausreichend kommuniziert.

Es ist als die verdienstvolle Leistung Jürgen Zinneckers anzusehen, jüngst in seinem Beitrag „Selbstsozialisation – Essay über ein aktuelles Konzept“ (ZSE 3/2000) der Theoriedebatte in der Sozialisationsforschung wieder Gewicht zu verleihen. Im Mittelpunkt steht dabei der Versuch, Positionen derjenigen Vertreter in der Sozialisationsforschung zu systematisieren, die als „Reformer-

gruppe“ mit dem Anspruch auftreten, „die aus der Nachkriegszeit stammenden Vorstellungen eines 'übersozialisierten', sozial integrierten und identitätsstabilen Individuums“ (Zinnecker 2000, 273) zu entrümpeln. Damit wird eine Entwicklungslinie in der deutschsprachigen Sozialisationsforschung benannt, die spätestens mit Klaus Hurrelmanns „Modell des produktiv realitätsverarbeitenden Subjekts“ (Hurrelmann 1983a) Anfang der 80er Jahre einsetzt. Nach Zinnecker ist es diese Tradition, die dem Topos Selbstsozialisation als einem theoretischen Basis-konzept für die Sozialisationsforschung den Weg bahnt. Zinnecker ist bis zu diesem Punkt nur zuzustimmen: Hurrelmanns „Modell des produktiv realitätsverarbeitenden Subjekts“ befindet sich an einer Art Wendemarke der Sozialisationsforschung zu Beginn der 80er Jahre und inauguriert selbst oder steht zumindest stellvertretend für ein gewandeltes Sozialisationsverständnis, das bis heute fortwirkt. Dennoch ist Zinnecker in seiner Argumentation ebenso konsequent zu widersprechen: Zinneckers Darstellung, die dem „mehrschichtigen semantischen Bedeutungshof“ des Konzepts Selbstsozialisation nachspürt und nach dem „Potential einer solchen Begrifflichkeit für die Erneuerung von Sozialisationsforschung“ (274)¹ fragt, erweist sich als eine zu einseitige Parteinahme. Zinnecker übergeht in all seiner Emphase für etwaige Erkenntnispotenziale die spezifischen Erkenntnisgrenzen, derer sich die Sozialisationsforschung der „Reformergruppe“ im Allgemeinen und der VertreterInnen des Konzepts Selbstsozialisation im Besonderen gegenübersehen.

Der vorliegende Beitrag soll diese Erkenntnisgrenzen aufzeigen. Damit ist eine kritische Revision jener theoretischen Ansätze verbunden, die in der Sozialisationsforschung der vergangenen zwei Jahrzehnte zwar dominieren, dennoch aber weder in der Forschungsliteratur ausreichend reflektiert noch Eingang in die Wissenschaftspropädeutik – so die einschlägige Studien- und Einführungsliteratur – gefunden haben. Ein solche theoretische Auseinandersetzung erscheint für die Selbstvergewisserung bzw. Reflexionsfähigkeit und damit für die Weiterentwicklung der Sozialisationsforschung unverzichtbar. Sie erfolgt, nach dem Beispiel Zinneckers, in der „Form eines erkundenden Essays“: Ich werde im Folgenden das Konzept der Selbstsozialisation entlang der zinneckerschen Argumentation immanent darstellen (I.) und anschließend einer kritischen Bewertung unterziehen (II.). Ein entscheidendes Ergebnis dieser Auseinandersetzung wird lauten, dass das Programm der Selbstsozialisation im Widerspruch zu der interaktionistischen Fundierung der Sozialisationsforschung steht. Ich werde im Anschluss darlegen, dass in der Sozialisationsforschung gegenwärtig der Trend zu einem „strukturlosen Subjektzentrismus“ überwiegt (III.). Die Vermittlung einer struktur- und subjekttheoretischen Perspektive soll abschließend auf

1 Textverweise auf den Beitrag Jürgen Zinneckers werden nachfolgend mit Seitenzahlen in Klammern ohne erneute Nennung des Autors angegeben.

Grundlage der Habitus­theorie Pierre Bourdieus eine erneuerte erkenntnisleitende Heuristik in der Sozialisationsforschung anleiten (IV.).

I Selbstsozialisation: Fortschritt, Stillstand oder Rückschritt in der Sozialisationstheorie?

Folgt man Jürgen Zinnecker, dann bezeichnet das Konzept Selbstsozialisation einen theoretischen Schlusspunkt in der Entwicklung der Sozialisationsforschung nach dem zweiten Weltkrieg. Dieser Entwicklung steht die Ausdifferenzierung der Sozialisationsthematik in der Analyse unterschiedlicher Sozialisationsagenturen und -felder, ihre interdisziplinäre Verankerung sowie schließlich die Abkehr von überkommenen (meta-)theoretischen Ansätzen der 60er und 70er Jahre Pate. Zinnecker spricht zusammenfassend von einer „Modernisierung des Sozialisationskonzeptes“ (274), die in der Gruppe der Reformer des Sozialisationsparadigmas einerseits und damit untrennbar verbunden der ZSE andererseits eine personelle und institutionelle Verankerung besitzt.

Der Terminus *technicus* Selbstsozialisation vertritt kein begrifflich und disziplinär fest abgeschlossenes Forschungsparadigma. Das „Programm einer Selbstsozialisation“ dokumentiert nach Zinnecker das enge Verwandtschaftsverhältnis zwischen einer soziologisch, pädagogisch, sozialpsychologisch und sogar ethnologisch inspirierten Sozialisations- und Persönlichkeitsforschung.² Das Präfix „Selbst“ (so auch Selbstbildung, Selbstorganisation, Selbstinitiation, Selbstkultivierung, Selbstkontrolle und Selbsthilfe) nimmt darin eine bedeutende, theorie-vorentscheidende Funktion ein. Es steht stellvertretend für ein jüngeres disziplinübergreifendes Verständnis, das an dem von Zinnecker so bezeichneten „Selbst-Pol“ ansetzt. Darunter ist nicht nur der „Eigenanteil“ zu fassen, „den eine Person zu ihrer Sozialisation leistet.“ (281) Diese Erkenntnis findet sich bereits in der Tradition jener „Reformulierung von Sozialisationskonzepten und einer Neujustierung bzw. Aufwertung der Rolle, die Sozialisier­te in diesem Prozeß spielen“ (274). Es sind die im engeren Sinne „substantiellen Aussagen“

2 Mit deutlicher Tendenz zur sozial- und entwicklungspsychologischen Traditionslinie, wie es im Text nur sehr unvollständig angedeutet wird: Gewiss bezeichnet das Konzept der „Selbstentwicklung“ (Krewer/Eckensberger 1991) einen der Vorläufer der Selbstsozialisationsforschung im deutschsprachigen Diskurs, worauf Zinnecker zu Recht Bezug nimmt. Übergangen werden jedoch die tieferen Wurzeln dieses Ansatzes, die unzweifelhaft auf das amerikanische Projekt der *Life-Span Developmental Psychology* (vgl. etwa Baltes/Eckensberger 1979) und damit auf einen Diskussionsstrang in der sozial- und entwicklungspsychologischen Forschung der 70er Jahre zurückgehen. Von hier aus lässt sich eine ganze Bandbreite von Ansätzen und AutorInnen nennen – exemplarisch: „Individuals as Producers of Their Development“ (Lerner/Busch-Rosnagel 1981) bis „Der Jugendliche als Werk seiner Selbst“ (Fend 2000) –, in die eine Selbstsozialisationsforschung eingebettet ist.